

Detlef Steves

**Ich scheiß**

**auf Winkel**

**Man kann auch arbeiten,  
ohne sich zu bewegen –  
Weises und Wahres aus Deffis Welt**

aufgeschrieben von Leo Linder

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Salzer Alpin* liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Originalausgabe 03/2016

Copyright © 2016 by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Nadine Lipp

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,  
unter Verwendung eines Fotos von: VOX/Guido Lange

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-60378-3

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# Inhalt

1. Alles echt .....	7
2. Haare kann jeder .....	15
3. Aus dem Leben eines Pizzabäckers .....	25
4. Aber jetzt: Aus dem Leben eines Pizzabäckers....	35
5. Drama im »Ici Paris« .....	47
6. Der Stein des Anstoßes .....	55
7. Ab in die Kindheit .....	66
8. Ja, Papa, den hab ich vertrommelt .....	78
9. Brause und Donkey Kong .....	91
10. Ein Psychobilly lässt nichts aus .....	102

11. Der tollste Mensch auf dieser Erde . . . . .	112
12. Superchef . . . . .	121
13. Der Preis des Ruhms . . . . .	132
14. Doch kein Superchef . . . . .	142
15. Warum lächelt die Mona Lisa? . . . . .	153
16. Sehe ich aus, als ob ich was erleben will? . . . . .	165
17. Die Vikivaki-Krise . . . . .	175
18. Man muss auch mal was schön finden können ..	185
19. Papa likes Flamenco . . . . .	197
20. Tu mir den Gefallen und sag pusten . . . . .	212
21. Hühnerfüße und Entenzungen . . . . .	223
22. Detlef muss tanzen . . . . .	234
23. Fehlt was? . . . . .	244

## 1. Alles echt

Von wegen empfindlich. Nehmen wir nur mal Paris. Was erwartete mich? Geile Kulisse, furchtbares Wetter. Wir kommen aus dem Bahnhof, Gare du Nord, und es regnet. Ich war noch nie in Paris, soll aber ans Steuer, komme aus dem ersten Kreisverkehr fast nicht mehr raus, Pariser Autofahrer drängen dich gnadenlos ab, und am Eiffelturm heißt es: Treppe statt Aufzug. Also zu Fuß da hoch. Bis zur zweiten Plattform sind es 740 Stufen. Du hast keinen Schirm, du wirst klatschnass, und für einen Menschen mit 130 Kilo Lebendgewicht fühlen sich 740 Stufen wie 940 Stufen an. Mindestens. Eher mehr. Dazu das Heimweh. Und dann erklärt dir der Oberkellner im Edelrestaurant, dass du gerade »dog liver« gegessen hast. Hundeleber. Das reicht mir an Stress. Natürlich regt mich so was auf. Vor allem bei der Vorstellung, dass mir das alles erspart geblieben wäre, wenn ich Moers nie verlassen hätte. Da regnet es zwischendurch auch, aber in meiner Heimatstadt gibt es keine französischen Oberkellner, die »dog liver« sagen, wenn sie »duck liver« meinen, und so was wie den Pariser Straßenverkehr auch nicht. Vom Eiffelturm ganz zu schweigen.

Mir war anfangs nicht klar gewesen, wie ernst es mein Sender meinte. »Detlef muss reisen« sollte das neue Format heißen. Ein Reisemuffel im Ausland, okay. Das wäre wirklich mal was Neues, für mich, für den Zuschauer auch, das konnte ich mir schon einigermaßen schrecklich und deshalb einigermaßen lustig vorstellen, aber die Bedingungen lauteten: kein eigenes Geld, kein eigenes Handy, und bis zum letzten Augenblick keine Ahnung, wo's hingeht. »Pack deinen Koffer so, dass du auf Ibiza wie auf Sibirien vorbereitet bist.« Außerdem musste ich schwören, mich auf alles einzulassen. Also alles mitzumachen, was sich die Redaktion für mich ausgedacht hatte. Geduldsproben voraussichtlich, und Mutproben, die kennen ja meine Schwächen. Na gut, dachte ich – Film ist Film und life is life. Die meinen das nicht so ernst. Geld abgeben? Handy abgeben? Das klingt doch etwas realitätsfern. So weit werden sie's nicht treiben. Das Ganze wird hinterher in abgeschwächer Form ablaufen. Daniel, mein Redakteur, wird mit sich reden lassen, zumindest, was den Geld- und Handyentzug angeht.

Dem war aber nicht so. Sie meinten es ernst. Und deshalb ärgert es mich, wenn ich immer wieder höre: Alles bloß Schauspielerei. Alles gestellt. Alles abgesprochen und die ganze Aufregung gespielt ... Nein. Da ist nichts gestellt. Da ist alles aus der lamäng. Ich bin kein Schauspieler. Ich bin auch kein Laiendarsteller. Ich bin ich, und für mich ist es der pure Stress, nicht zu wissen, was unterwegs auf mich zukommt. Oder in heiklen Situationen ohne Geld dazustehen. Oder, das Allerschlimmste, aufs Handy verzichten zu müssen, weil ohne Handy jede Verbindung zu meiner Frau daheim in Moers ge-

kappt ist. Aber immer wieder heißt es: alles gespielt. Am liebsten würde ich einen von diesen Deppen mal zu den Dreharbeiten mitnehmen. Aus versicherungstechnischen Gründen lässt sich das leider nicht machen, aber wenn, würde er ziemlich blöd gucken. Die Kameras sind nämlich zwölf Stunden täglich eingeschaltet, manchmal 15, manchmal 17 Stunden, genauso lange stehe ich unter Beobachtung, und da ist nichts programmiert und nichts abgesprochen. Natürlich brauche ich einen starken Sidekick, der weiß, welche Knöpfe man bei mir drücken muss, aber dann sind meine Ausbrüche verdammt ernst gemeint, und sie können sehr heftig ausfallen. Ich verstelle mich nicht. Ich werde kein anderer, bloß weil die Kamera auf mich gerichtet ist. Ich kann Gefühle gar nicht spielen oder heucheln. Wobei es mir nichts ausmacht, mich unter Türken oder Isländern zu bewegen, und die Verständigungsprobleme stören mich nicht im Geringsten. »Dieser furchtbare Typ kommt mit seiner Gossenschläue auch überall durch«, hat mal ein netter Mensch im Internet über mich geschrieben. Stimmt. Mit meiner Gossenschläue und meinem furchtbaren Englisch und meiner freundlichen Art komme ich überall durch. Aber die Unsicherheit macht mich fertig. Ohne Geld und ohne Handy bin ich den Launen des Redakteurs ausgeliefert – ich könnte nicht mal ein Taxi bezahlen, ich könnte noch nicht einmal eins rufen. Ich stehe permanent unter Strom, und manchmal möchte ich meinem Redakteur Daniel tatsächlich einen reindrücken, so wie in Island, wo ich auf einem Gletscher übernachten sollte. Im Zelt.

Ich zelte doch nicht auf einem Gletscher bei minus 20 Grad. Ich habe seit 40 Jahren nicht mehr gezeltet. Als Fünf-

jähriger ist mir im Zelt ein Ohrenkneifer ins Ohr gekrabbelt, seither habe ich kein Zelt mehr betreten. Mit diesem ganzen Viehzeug kann man mich jagen, mit Spinnen sowieso, mit Mücken und Ohrenkneifern aber auch, und Daniel weiß genau, welche Abneigung ich gegen Zelte habe. Da draußen, Lichtjahre von jeder Zivilisation entfernt, habe ich mich verraten und verkauft gefühlt. Irgendwann mussten die Kameras ausgeschaltet werden, weil die ganze Sache zu kippen drohte. Ich war kurz davor, alles abzubrechen, und wären wir nicht auf einem Gletscher gewesen ... Aber da oben kannst du keinem eine ballern, weil er womöglich einen dreifachen Salto rückwärts macht und den Gletscher runtersegelt. Ich habe schließlich eingelenkt, aber die Nacht war gruselig; du liegst im Schlafsack, und dir friert die Rotze in der Nase. Irgendwann musste ich zum Pinkeln raus, und das Ergebnis war ein Sprühregen, weil der Schrumpfungseffekt bei dieser Kälte enorm ist. Geschlafen habe ich maximal eine halbe Stunde.

Immerhin waren die Aufnahmen vom Gletschercamping zu gebrauchen, im Gegensatz zu denen vom Whale watching, ebenfalls in Island. Wir fuhren mit dem Boot raus, um dem Treiben der Wale in freier Wildbahn zuzuschauen, nach sechs Minuten war ich am Kotzen, und auf meine Frage, wie lange der Trip noch dauert, hieß es: drei Stunden und 15 Minuten. Diese drei Stunden und 15 Minuten habe ich durchgekotzt, und deshalb war hinterher im Islandfilm von der ganzen Aktion nichts zu sehen. Das Treiben der Wale sowie mein eigenes ist komplett unter den Tisch gefallen, begreiflicherweise. Seefahrt geht mit mir noch weniger als Gletschercampen. Seefahrt geht gar nicht. Nicht mal Tretbootfahren geht.



Also, von wegen Schauspielerei. Ich mache schon wirklich was mit. Aber das Allerschlimmste ist das Heimweh. Das Allerschlimmste ist, tagelang von meiner Frau Nicole getrennt zu sein, und von Kai-Uwe, meiner Bulldogge. Letztendlich ist es egal, ob ich gerade in Wien oder in Hongkong bin – mir ist alles zu weit weg. Zu weit weg von Nicole und Kai-Uwe und von Moers, der Stadt, wo es einem an nichts fehlt. Die alles bietet, was der Mensch zu seinem Lebensglück braucht.

Bin ich ein selbstgenügsamer Spießer? Meinetwegen. Ich war nie der Ausreißer. Meine Neugier hält sich in Grenzen. Reisen kostet mich Überwindung. Aus eigenem Antrieb mal nach Düsseldorf fahren und in die Altstadt gehen? Käme ich nicht drauf. 2010 war ich zum ersten Mal im Leben in Köln. An Paris oder Istanbul habe ich nie gedacht. Ich fühle mich nämlich sawohl an meinem Pool, ich liebe die Grillabende in meinem Garten, und ich finde es megaschön, am Rand von Moers in einer alten Zechensiedlung wie Meerbeck zu wohnen. Und dieses Meerbeck muss man gesehen haben. Das ist ein richtig großer Wurf. So stelle ich mir Heimat vor. Ich lasse eine kurze Beschreibung folgen für alle, die noch nie da waren.

Eisenstraße, Wetterstraße, Hammerstraße, Schlägelstraße, Haldenstraße – die Straßennamen sagen schon alles. Hier wurde malocht. Hinter die Rheinbrücke hattest du Krupp, die Stahlwerke, und gleich hier, jenseits der Glückaufstraße, lag die Zeche Rheinpreußen, ein Monster von Zeche, der tiefste Schacht war meines Wissens 950 Meter tief. Rheinpreußen war natürlich der Arbeitgeber überhaupt; mein Vater ist da Bergmann gewesen, ich selbst habe da die Lehre gemacht. 10 000 Bergleute haben dort in den besten Ruhrpottzeiten ge-

schuftet, und wo sollte man die alle unterbringen? Früher sind die Leute ja nicht mit dem Auto zur Arbeit gefahren. Also ist man um 1900 darangegangen, eine Siedlung anzulegen, eine Bergarbeiterkolonie mit zauberhaften Häusern für zwei oder drei Familien, mit Giebeln und Schlagläden an den Fenstern und Gärten und Vorgärten, sodass alle ihre Arbeitsstätte in wenigen Minuten mit dem Fahrrad erreichen und außerdem günstig wohnen konnten. Das waren ja subventionierte Wohnungen. Du hast also auf der Zeche gutes Geld verdient, hast obendrein für einen Appel und ein Ei gewohnt, und mit der Zeit kamen immer mehr, Bergleute und Arbeiter, auch von auswärts, auch aus dem Ausland, sodass die Siedlung laufend erweitert werden musste – 50 Jahre wurde an Meerbeck gebaut, und mein Haus ist aus der Spätphase, das heißt: schmuckloser als die alten Häuser, so schlicht und nüchtern, wie man nach dem letzten Krieg eben gebaut hat. Das Schöne ist: Jede Bauphase hat sich mit ihrem eigenen Baustil ins Ortsbild eingepägt, aber trotz aller Phasen und Stile ist ein harmonisches Ganzes entstanden, und wenn ich hier durchfahre, wenn ich von Dreharbeiten zurückkomme und überall die blühenden Vorgärten sehe, wenn ich wieder das vertraute Bild der Siedlungshäuser mit ihren Giebeln und Fensterläden vor mir habe, dann fühle ich mich wie ein Heimkehrer.

Ich mag das einfach. Ich bin halt ein Gewohnheitstier. Hier kennen sie mich, hier fühle ich mich wohl, hier bin ich zu Hause, und ich brauche das Gefühl, zu Hause zu sein. Meerbeck ist eben kein x-beliebiger anonymer Stadtteil. Das ist ein Dorf in der Stadt Moers, und hier gibt es kein Schischi, hier ist

nichts überkandidelt, hier wimmelt es von normalen, entspannten, geerdeten Menschen. Seit ich bei VOX arbeite, komme ich natürlich raus, aber jahrzehntelang bin ich wie ein Päckesel stur vor mich hingetrottet. Allerdings bin ich immer gut gelaunt getrottet. Ich habe an meiner Routine viel Spaß gehabt, mein Leben ist nie langweilig gewesen, und immer noch grüßen mich viele Arbeitskollegen von früher, nach wie vor quatsche ich mit jedem, der gerne mit mir quatscht – mit den Türken von gegenüber, mit den Spaniern von nebenan und mit den Italienern ein paar Häuser weiter zum Beispiel. Und schließlich verdanke ich auch meinen ersten Triumph als VOX-Protagonist den guten Leuten von Meerbeck.

Jahre vor »Detlef muss reisen« lief 2009 die erste Folge von »Ab ins Beet«, der Dokusoap über meine Wühlarbeit im eigenen Garten. Fand ich schon witzig, mich selbst im Fernsehen zu sehen. Teilweise war ich über mich erschrocken, teilweise musste ich über mich lachen.

Anderntags bin ich Brötchen holen gegangen und habe gedacht: Jetzt erkennt dich jeder wieder. Ich also raus auf die Straße, rein in die Bäckerei, meine Brötchen bestellt und die anderen Kunden aus den Augenwinkeln beobachtet – fällt denen was auf? Merken die, wen sie da neben sich haben? Nein, merkten sie nicht. Totale Fehlanzeige. Ich also als Nächstes den Hund ausgeführt, wieder eine Reaktion erwartet, wieder eine Enttäuschung erlebt. Es war niederschmetternd. »Und?«, sagte Nicole, als sie abends von der Arbeit nach Hause kam. »Kacke. Kein Schwein hat mich erkannt.« Aber dann, drei, vier Tage später, ging's los. »Hab ich dich nicht im Fernsehen gesehen? Bist du nicht der, der mit seinem Vater im Gar-

ten ...?» Genau. Genau der. Gut beobachtet. So fing es an. Und ich war superstolz. Denn am Anfang findest du es ganz toll, von fremden Menschen erkannt zu werden ...

## 2. Haare kann jeder

Ich liebe Uhren. Als Zehnjähriger hatte ich mich in eine bestimmte Rolex verliebt. 30 Jahre später fahre ich in Meerbeck los, um mir genau diese Uhr in Hannover abzuholen, aber Mädchen und Detlef gucken nicht nach dem Öl, und kaum auf der Autobahn, verreckt mir der Motor. Ich überlege noch, was zu tun ist, da sehe ich etwas Gelbes hinter mir. Ein ADAC-Auto. Wie aus dem Boden gewachsen. Im nächsten Moment klopft der Fahrer an meine Scheibe. Er kennt mich, er kennt wohl auch mein Auto. »Wir schleppen dich dann ab«, sagt er, als er das Motorgeräusch hört. Glück gehabt. Weniger erfreut bin ich, dass er mich nicht so bald entlassen will. »Nein, wir fahren erst mal zur Zentrale.« Was? Wieso? Und dann: »Darf ich ein Foto von dir machen? Mit Kai-Uwe?« Na schön, okay, machen wir. Ich stehe am Rand der Autobahn, halte brav Kai-Uwe im Arm, und der ADAC-Mann fotografiert, während Autos und Lastwagen vorbeirauschen.

In der Zentrale warten Kaffee und Kuchen auf mich plus eine größere Menschentraube. Alles klar. Die Leute freuen

sich, es wird fleißig fotografiert, endlich geht's mit dem Abschleppwagen weiter zu meiner Werkstatt, und anderntags erreiche ich dann tatsächlich Hannover ... In der Anfangszeit habe ich mich über solche Episoden gefreut wie Bolle. Ich kam mir vor wie Robert de Niro. Coole Nummer – du kommst an. Andere finden gut, was du machst. Und gleichzeitig konnte ich nicht glauben, was da vor sich ging. Ich kann es bis heute nicht glauben. Ich mag auch nichts davon hören, dass ich ein Promi sei. Ich komme mir nicht so vor, keine fünf Minuten am Tag komme ich mir so vor, und überhaupt – was ist ein Promi? Ist Boris Becker einer? Der hat 1985 Wimbledon gewonnen und anschließend noch ein paar Jahre gutes Tennis gespielt. Und dann? Dann hat er irgendeine Alte in der Besenkammer gevögelt. Wenn es danach geht, kenne ich in meinem Umkreis 20 andere, die ebenfalls Promis sind.

Außerdem bin ich eigentlich ein schüchterner Typ. Jedes Mal, wenn ich auf eine Menschenmenge zugehe, ist mir unwohl, da frage ich mich: Was denken die Leute in diesem Augenblick von dir? Dasselbe, was du über dich denkst? In diesem Fall müssten sie einen dicken fünfjährigen Jungen in mir sehen, der lachend durch eine Blumenwiese läuft und Schmetterlinge fängt – so würde ich mich nämlich selbst beschreiben. Aber offenkundig sehen andere etwas anderes in mir, und es ist schon teilweise grotesk, was manche für ein Geschiss um mich machen. Da bietet mir ein Typ, den ich nie gesehen habe, ein paar tausend Euro, wenn ich auf seine Grillparty komme, nur damit er sagen kann: Der Deffi ist ein Kumpel von mir. Bin ich eine Nutte? Oder ich mache für einen alten Kumpel den Trauzeugen, hinterher postet er stolz die Bilder der Trauung,

und prompt heißt es: Habt ihr den Steves eingekauft? Was nimmt er dafür, den Trauzeugen zu spielen? Völlig bescheuert.

Aber dann gibt es die schönen und rührenden Begegnungen mit Fans. Ich weiß noch genau: Es war ein Mittwoch, wenige Wochen vor der Eröffnung meines neuen Ladens. Ich stehe im Türrahmen und überlege, was noch zu tun wäre, da nähert sich eine junge Dame und fragt, wie's mir geht. »Gut«, sage ich, »und dir?« – »Nicht ganz so gut.« Kurze Pause. Dann: »Was machst du am Freitag?« – »Ich muss nach Düsseldorf zu einer Pressekonferenz.« – »Schade«, sagt sie. »Warum?« – »Weil mein Papa ein ganz großer Fan von dir war. Er hatte Krebs und hat sich mit Morphium über Wasser gehalten, weil er unbedingt einmal bei dir im neuen Restaurant essen wollte.« »Okay«, sage ich, »das kann aber noch fünf, sechs Wochen dauern.« Sie winkt ab. »Er ist gerade gestorben. Und auf dem Sterbebett hat er sich gewünscht, dass du wenigstens auf seine Beerdigung kommst.« Mann, das war eine schwierige Nummer. Ich konnte den Termin in Düsseldorf nicht absagen, aber ich habe mir im Nachhinein auch überlegt: Wäre es gut gewesen, dahin zu gehen? Für die Angehörigen? Für mich? Ich weiß es nicht. Die Sache ist mir jedenfalls nahegegangen, tagelang habe ich darüber nachgedacht.

Ich finde sie schön, diese Nähe. Ich unterbreche auch gern meine Einkaufstour im Shopping-Center für anderthalb Stunden, damit alle zu ihren Fotos kommen. Aber mittlerweile kann ich praktisch nirgendwo mehr auftauchen, ohne erkannt zu werden, und daran musste ich mich erst gewöhnen. Selbst als wir mit »Detlef muss reisen« in Hongkong waren, kamen Leute auf mich zu – »Ey, was machst du denn hier?« Nein,

nein, keine Chinesen – deutsche Touristen. Es ist unglaublich, aber wir haben für diese Sendung elf Länder bereist, und mit Ausnahme von Island ging es mir überall so. Wobei mir auffällt, dass sich das Verhalten meiner Fans verändert hat. Es geht nicht mehr so spontan und direkt zu. Früher haben sie mich auf der Straße gleich angesprochen, heute erlebe ich eher, dass man hinter vorgehaltener Hand tuschelt und auf mich zeigt oder mich von hinten fotografiert. Und wahrscheinlich ist es unvermeidlich: Je länger du im Fernsehen präsent bist, desto größer wird die Kluft zwischen dir und dem Rest der Welt. Aber eigentlich möchte ich das nicht. Ich möchte nicht, dass die Leute den Eindruck gewinnen, ich wäre anders als sie, was Besseres, was Exotisches. Für mich selbst bin ich jedenfalls keine Figur des öffentlichen Lebens. Ich empfinde mich nicht so. Für mich selbst bin ich ein unheimlich lieber Kerl, der gelegentlich unheimlich rüpelhaft werden kann, also ein rundum sympathischer Mensch, der im Übrigen Wert darauf legt, stinknormal zu sein. Nur dass Hunderttausende kommentieren, was ich mache.

Ich habe eine Facebookseite, die ausschließlich von mir betreut wird. Da schalte ich keine Werbung für Beiträge von mir, da schreibe ich nur rein, was mir am Herzen liegt, und wenn diese fucking Zugführer wieder streiken müssen, wodurch Zehntausende nicht zur Arbeit kommen, dann tue ich dort meine Verärgerung kund. Und auf der ganzen Welt sind es knapp 290 000 Menschen, die meiner Seite folgen, in Südamerika, in den USA, überall. Mich erreicht also eine Flut von Reaktionen und Kommentaren, und eigentlich mag ich das. Als Schröder starb, der Vorgänger von Kai-Uwe, wurde sein



Hinscheiden im Abspann von »Ab ins Beet« erwähnt, und innerhalb von zwei, drei Wochen trafen Tausende von Beileidsbekundungen ein. Ich war glücklich darüber, weil bei solchen Gelegenheiten deutlich wird, wie nah ich meiner Fernsehfamilie bin, und wie nah sie mir ist. Andererseits tobt sich im Internet die Hassmeute aus.

Jetzt ist mir eigentlich egal, was die Leute über mich reden. Allen kannst du es sowieso nie recht machen, und ich selbst beiße mir ja auch nicht die Zunge ab, ich mache auch keinen Hehl daraus, wenn mich was ankotzt. Aber wenn ich lese: »Du fetter Hurensohn«, wahlweise: »Du fetter Wichser«, wenn ich lese, ich hätte voll einen an der Waffel, ich sei abgehoben bzw. ein Angeber oder vielmehr ein absoluter Spinner und unausstehlich, wenn ich nach »Let's dance« x-mal gesagt bekomme, wie scheiße ich tanze, oder wortwörtlich: »Diese fette Sau, der ist unmöglich, der ist voll der Proll« – das ärgert mich schon. Ich weiß ja, dass ich dick bin. Dafür habe ich ein unglaublich schönes Gesicht, mit dem ich meinen Bauch locker kompensiere. Aber im Ernst: Was wollen diese Leute damit sagen? Was bezwecken die damit? Das ist mittlerweile das Einzige, was ich mich bei diesen Clowns noch frage. Kann ich denn etwas dafür, wenn ihre Alten keinen Bock mehr auf sie haben, weil sie ewig nach Bier stinken?

Auf der Straße begegnen mir diesen Menschen nie, aus dem einfachen Grund: Sie trauen sich nicht. Sie würden einem nie die Meinung ins Gesicht sagen. Aber offenbar muss der Schlamm raus, der Neid lässt ihnen keine Ruhe, an irgendwem müssen sie ihr Unmütchen kühlen – und es ist Neid, was sich da meldet, sonnenklar. Man kennt das doch. Wie viele

Leute verziehen angewidert das Gesicht, wenn sie einem Ferrari hinterherschauen – »Guckt mal, das Arschloch, jetzt tritt er noch mal kurz aufs Gas, was für ein Angeber ...« Also, ich finde Ferrari geil. Ich würde den sofort nehmen. Und ich würde es genauso machen, ich würde auch reintreten. Aber ich gönne die Kiste auch jedem anderen. Wenn jemand die Kohle hat, so ein Ding zu besitzen, freut mich das für ihn. Aber die Kameraden von der Hassmeute sitzen beleidigt auf ihren Sofas und denken: Eigentlich bin ich viel lustiger als der. Eigentlich kann ich das alles viel besser. Außerdem habe ich viel mehr Haare. Aber Haare kann jeder ... Na, scheiß der Hahn drauf. Bei »Let's dance« hatte doch jeder erwartet, dass ich in der ersten Runde rausfliege. Und dann ist der Miloš Vuković, der supergut aussieht, bei dem jeder gedacht hat: toller Schauspieler, toller Mann!, noch vor mir ausgeschieden. Da haben alle die Hände überm Kopf zusammengeschlagen, aber Miloš selbst hatte eine plausible Erklärung dafür, der sagte mir: »Wenn dich alle für perfekt halten, stehst du unter einem Wahnsinnsdruck. Den habe ich nicht ausgehalten.« Dagegen habe *ich* einen großen Vorteil. Nämlich meine Nachteile, mit denen ich kokettieren kann.

Also, am Anfang hat es mich schon stutzig gemacht, was fremde Menschen so über mich denken. Irgendwann habe ich gelernt: Das Wichtigste ist, sich selbst nicht fürchterlich ernst zu nehmen. Wenn ich mich selbst todernst nehme, muss ich mir alles anziehen, was irgendein Schwachkopf über mich in die Welt setzt. Man lebt aber nur einmal. Versuche, deine Sache gut zu machen, sage ich mir, und lass die anderen reden. Das rate ich jedem. Und wenn du Teer auf die Straße bringst,

mach's mit Würde, mach's mit Stolz, denn ohne dich könnten die anderen nicht Auto fahren. Einmal werde ich von VOX abgeholt, um nach Hause gebracht zu werden, und unterwegs erklärt mir mein Fahrer: »Eigentlich habe ich Jura studiert. Du sitzt nicht neben einem Deppen.« – »Wohl doch«, sage ich, »sonst würdest du ja als Jurist arbeiten. Aber warum bist du nicht stolz, das zu machen, was du gerade tust?« Schön, ich erfahre, dass er Pech hatte, dass er sein Studium wegen Burn-out unterbrechen musste und deswegen diesen Job macht. »Und den machst du verdammt gut«, sage ich. »Ich bin froh, dass es dich gibt, dass ich jetzt nicht selbst fahren muss, ich hatte nämlich einen superanstrengenden Drehtag, also: danke.« Jedes Gewerk wird gebraucht, und mir ist der Typ, der im Stadtpark die Blätter aufpickt, lieber als ein Drogenhändler, der einen 600er-Mercedes fährt. Ohne Kabelträger funktioniert die Kamera nicht, ohne Tonmann hört man nicht, was ich sage, jeder ist genauso wichtig wie ich. Im Übrigen ist Lob die schönste Art, seine Meinung zum Ausdruck zu bringen, und deswegen freut es mich wahnsinnig, dass mir von 290 000 Leuten auf Facebook 280 000 sagen: Deinen Erfolg gönnen wir dir.

Nein, es sind im Internet natürlich nicht nur Arschlöcher unterwegs. Also kein Grund, den Glauben an die Menschheit zu verlieren. Die Arschlöcher haben zwar das massivste Mitteilungsbedürfnis, aber der allergrößte Teil der Kommentare ist sensationell. Und ihre Verfasser lassen mich auch wissen, was ihnen gerade nicht an mir gefällt. Nach »Let's dance« zum Beispiel hieß es verschiedentlich: Tanzen ist nicht unbedingt dein Ding. Du bleibst zwar du, aber es ist nicht das, was wir von dir